

INTERNATIONALE ZEITSCHRIFT FÜR VÖLKER- UND SPRACHENKUNDE

SONDERABDRUCK

Band 68, 1973

ANTHROPOS

OFFPRINT

Volume 68, 1973

INTERNATIONAL REVIEW OF ETHNOLOGY AND LINGUISTICS

INSTITUTO	SOLODAMBIENTAL
data	04 / 08 / 96
cod	AXD 00009

Kontaktaufnahme mit Urwaldindianern (Brasilien)

Die Asuriní im Xingu-Gebiet

Anton Lukesch

Redaktion des «Anthropos»
5205 St. Augustin
Deutschland

Editor of «Anthropos»
5205 St. Augustin
Germany

Imprimerie St-Paul, 1700 Fribourg / Switzerland

Um grande amigo
dos Indios Brasileiros
Dr. Carlos A. Riccio do
Anton Lukesch
sup 10/110 R3

Kontaktaufnahme mit Urwaldindianern (Brasilien)

Die Asurini im Xingu-Gebiet

ANTON LUKESCH

Inhalt:

Einführung

1. Die Kenntnis von den Asurini
2. Die Begegnung
3. Die Menschen und ihre Sprache
4. Einblicke in Leben und Kultur

Einführung

Der Baubeginn an der Straße „Transamazônica“, die ein riesiges Gebiet erschließen soll, gibt dem Vordringen unserer Zivilisation in jene entlegenen Räume, wo noch Völker, Stämme und Gruppen von Indianern in ihrem ursprünglichen Leben existieren, einen neuen radikalen Impuls. Um dramatische interethnische Zusammenstöße zu vermeiden, muß man sobald wie möglich friedliche Kontakte mit den isolierten Eingeborenengruppen herstellen.

Die Expedition, die ich gemeinsam mit meinem Bruder P. KARL LUKESCH im Frühjahr 1971 unternahm, fügte sich in diese Versuche ein.

Das Ziel eines solchen Unternehmens ist vor allem, die Freundschaft und das Vertrauen der Eingeborenen zu erreichen und zu bewahren. Diese Idee mußte unsere ganze Art zu handeln und selbst meine Forschungsbemühungen bestimmen. Die relativ zahlreiche Begleitung setzte sich aus Urwaldsiedlern zusammen, die allein mit der Umwelt vertraut sind, aber doch immer gewisse Vorurteile gegenüber den Indianern haben. Deshalb konnte unser Aufenthalt unter den Indianern nur wenige Wochen währen. Andererseits bot mir die Tatsache, daß wir als erste in den unberührten Lebensraum eines Volkes eindringen, eine einzigartige Chance. Unser Aufenthalt unter den

Indianern war ein intensives Zusammenleben, das mit der Stunde der dramatischen Begegnung begann. Die Indianer verbrachten mit uns eine bedeutungsvolle, entscheidende Zeit ihrer Geschichte, da durch unsere Anwesenheit in ihrem Dorf eine neue Epoche ihres Lebens eingeleitet wurde. Von meinen Aufgaben und Forschungsbemühungen kann ich hier nur einen ersten Bericht und einige Hinweise auf besonders charakteristische Feststellungen über Herkunft, Leben und Kultur der Menschen, zu denen wir kommen durften, bieten. Eine in die Einzelheiten gehende Darstellung werde ich im Rahmen einer größeren Arbeit vorlegen.

1. Die Kenntnis von den Asurini

Die Siedler an den Ufern des mittleren Xingu nennen die rechte Seite dieses Stromes seit jeher „Terra dos Asurini“, Land der Asurini. In gewisser Hinsicht bezeichnet dieser Name für sie eine andere Welt – die des wilden Indianers, dessen Gewalttätigkeit gefürchtet ist und dessen Land als unbretbar gilt.

Die Asurini traten gegen Ende des 19. Jahrhunderts mit blutigen Angriffen in das Leben der Siedler vom Xingu und in die Geschichte ein. Die erste Nachricht von einem solchen Überfall stammt aus dem Jahre 1894.

Er ereignete sich an der Praia Grande unterhalb von Altamira und oberhalb der Mündung des Bacajá, eines rechten Nebenflusses des Xingu (3°20' südliche Breite, 52° westliche Länge). Über die Zusammenstöße berichten NIMUENDAJU (1948 / 3: 225) und COUDREAU (1897: 32, 33). Aus Furcht vor den Indianern bauten die Siedler ihre Hütten nur am linken Ufer des Xingu oder auf Inseln. Nach ihrer Darstellung liegt die „Terra dos Asurini“ zwischen dem Xingu und seinem rechten Nebenfluß Bacajá. Sie dehnt sich demnach von der Mündung dieses Flusses bis zu seinen Quellflüssen aus, die sich in der Nähe derjenigen des Ipixuna befinden. Zwischen den Quellflüssen des Ipixuna und dem Xingu sollte auch die sogenannte „Aldeia Grande“ liegen, das große Dorf der Asurini.

Nach der Erklärung von NIMUENDAJU stammt der Terminus Asurini, mit dem die Neubrasilianer diese Eingeborenen bezeichnen, von dem Yuruna-Wort *asóneri* „rot“. Demnach wären die Asurini die roten Indianer, die roten Leute wegen des reichen Gebrauches von Urucú bei ihrer Körper- und Haarbemalung. So nannten sie auch in ihrer jeweiligen Sprache die verschiedenen Indianerstämme (NIMUENDAJU 1948 / 3: 225).

Ich selber hörte die Bezeichnung *kuben-kamrik* und *kuben-kamrik-ti* „rote Leute, große rote Leute“ in den Kayapó-Dörfern Gorotire, Kuben-Krä-Kein und Kokraimore und bei den Kayapó-Shikri des Postens des Indianerschutzes am Rio Bacajá. Alle diese Namen weisen auf ein charakteristisches Merkmal hin, das in diesem Ausmaß den Gruppen in der Umgebung fehlt, nämlich die überreiche Anwendung von Urucú. So werden die Asurini für die andern „die roten Indianer“ *par excellence*.

und Kuruaya, die beide zeitweilig am Xingu wohnten, lauter Tupi-Stämme. Die Arara (Kariben) kamen auf ihren weiten Wanderungen öfter durch dieses Gebiet, und verschiedene Kayapó-Gruppen (Ge) drangen bei ihrer Expansion in den Süden bis zum mittleren Bacajá vor und sind noch heute mit ihren Niederlassungen am Bacajá und Caeteté, einem Nebenfluß des Itacayuna, die nächsten Nachbarn¹.

Es sind nur Fehden und Kriege über die Asurini und ihre Nachbarstämme überliefert. Dies fand ich selbst bestätigt bei Begegnungen und Gesprächen in den Jahren 1950-1971 mit einzelnen Überlebenden der Yuruna, Arara, Shipaya und Kuruaya am Xingu, Iriri und Curuá, die heute verstreut unter den Zivilisierten leben, sowie in den Dörfern Kayapó-Gorotire, Kayapó-Kuben-Krä-Kein und Kayapó-Dyore-Shikri im Gebiet des mittleren Xingu.

In den letzten Jahrzehnten hörte man durch die neubrasilianische Bevölkerung nichts mehr über blutige Angriffe der Asurini.

Mit den hohen Preisen für das Fell von Jaguar und Wildkatze gewann das tiefe Landesinnere auch am rechten Xingu-Ufer wieder neue Anziehungskraft. Seit damals gab es wieder Begegnungen mit den dort lebenden Indianern, insbesondere am Rio Ipixuna und seinen Quellflüssen. Die Zahl dieser Begegnungen wurde allerdings von den Jägern übertrieben. Bei solchen Gelegenheiten verlangten die Indianer heftig und hartnäckig durch Gebärden und Schreie Eisenwerkzeuge, Äxte und Messer. Die Wildkatzen-Jäger (Gateiros) gaben ihnen aus Angst stets das, was sie forderten. Wenn die Jäger bis zu einem Indianerdorf vordrangen, fanden sie es immer verlassen. Sie wanderten sich aber über den schönen Hausrat, den es da gab und über die vielen Haustiere. Inspiriert von ihrer Phantasie, beschrieben sie manchmal die Asurini als gewalttätige Riesen, bärtig und von roter Farbe, manchmal wieder als fast von weißer Farbe mit blauen Augen, als wären sie keine Indianer, sondern „ein christliches Volk“, das sich aus unbekanntem Gründen in die Wälder zurückgezogen hatte.

Im Sommer 1970 hatte der australische Künstler David Willes auf einer Erkundungsfahrt im Gebiet zwischen oberem Bacajá und Ipixuna eine Begegnung mit 13 Indianern, die einige Stunden währte. Sie verweigerten ihm die Erlaubnis, sie in ihr Dorf zu begleiten (SOLLY 1970). Ein Funktionär des staatl. Indianerschutzes traf im gleichen Gebiet einige Monate später 8 Indianer, vielleicht von derselben Gruppe. Er entdeckte Eingeborenenpflanzungen und einige verlassene Dörfer, von denen eines elf Hütten hatte (ARNAUD 1971: 19, 20).

COUDREAU erhielt während seiner Reise 1896 die Kunde, daß es auch am Tocantins Asurini-Indianer gebe und friedfertiger als die vom Xingu. Sie würden dort „Veados“ (Hirsche, Rotwild) genannt (COUDREAU 1897: 32). Es gibt tatsächlich Indianer, die heute Asurini genannt werden, auch in der Gegend des Tocantins. Zwei Gruppen von ihnen wurden dort 1953 vom In-

¹ Vergleiche über diese Nachbarstämme ADALBERT 1894: 317; BRUSQUE 1863: 18, 19; COUDREAU 1897: 33, 34; NIMUENDAJU 1948: 3, 214 f.; OLIVEIRA 1969: 16; KRETZMANN 1967: 33; FRIKEL 1968: 17, 46, 60, 70.

dianerschutzposten am Trocará (=Trucará) befriedet und angesiedelt. Nach den ersten Informanten sollen sie sich selbst Huriní, Suriní und Uriní genannt haben. Als LARAIA sie studierte, gab es noch 34 von ihnen, die am Posten des Indianerschutzes wohnten, 10 lebten verstreut unter den Zivilisierten und 14 lebten in den Wäldern. Er nennt diese Indianer Akuáwa-Asuriní (Tupí), indem er die Selbstbezeichnung Akuáwa anfügt, die er gehört hat (LARAIA 1967: 35, 37, ARNAUD 1961: 4). 1970 existierten 35 Individuen am Posten Trocará (ARNAUD 1971: 7). Die Gruppen der Asuriní vom Tocantins wurden vor ihrer Befriedung sehr häufig von den Neubrasilianern – übrigens auch von NIMUENDAJU – mit Gruppen der Parakanan (Tupí) verwechselt, die wahrscheinlich von den Quellflüssen des Anapú, Jacundá und Pacajá do Portel kamen. Sie machten von 1927–1938 Besuche beim Posten des Indianerschutzes am Tucuruí, um sich Geschenke zu holen. 1958 und 1962 fand noch ein solcher Besuch statt, dann verschwanden sie. In jüngster Zeit gelangen dem Indianerschutz in der Höhe von Kilometer 106 der Tocantins-Eisenbahnlinie wieder Begegnungen mit den Indianern. Es wurden verschiedene Eingeborenenpflanzungen und eine riesige verlassene *maloka* (Mehrfamilienhaus) entdeckt. Bis jetzt verweigern die Indianer aber immer den Zutritt zu ihren bewohnten Dörfern (LARAIA 1967: 37, 32, 33; ARNAUD 1961: 18-20; 1971: 21 f.).

Es existiert aber auch noch eine andere Tupí-Gruppe in der Region des Tocantins, die Suruí am Rio Sororosinho, einem Nebenfluß des Sororó (Nebenfluß des Itacayuna). Sie wurden 1953 von P. Frei Gil Gomes pazifiziert. Gemeinsam mit meinem Bruder besuchte ich anfangs 1971 ihr Dorf in Vorbereitung unserer Expedition. Sie erklärten mir, daß ihre ursprünglichen Wohnungen am Bacajá im Xingu-Gebiet gelegen hätten und daß sie dort Verwandte besäßen.

2. Die Begegnung

In dem Urwaldstädtchen São Felix an der Mündung des Rio Fresco in den Xingu vollendeten wir die letzten Vorbereitungsarbeiten für unsere Expedition. In der Zeit besuchte uns der Kaufmann Cicero Maia aus Altamira, der heute „Patrão“ – also Händler, Kredit- und Dienstgeber – der meisten Urwaldjäger ist, die auf der rechten Seite des mittleren Xingu arbeiten. Durch seine Klientel ist er über die Bewegungen der Indianergruppen gut informiert. Er teilte uns mit, daß die Indianer anscheinend vom Ipixuna mehr gegen Norden zu den Flüssen Piranhaquara und Ipiaçaba übersiedelt seien.

Am 15. April 1971 machten wir einen Erkundungsflug von über 3 Stunden. Wir überflogen das rechte Ufer des Xingu stromabwärts und die Flüsse Ipixuna und Piranhaquara. Im Gebiet des Ipiaçaba entdeckten wir schließlich ein kleines und ein größeres Indianerdorf sowie einige Pflanzungen. Wir konnten auf unserer Karte das große Dorf, das unser Ziel sein sollte, mit 4° 20' südlicher Breite und 52° 30' westlicher Länge eintragen.

Fünf Tage brauchten wir dann für die Bootsfahrt den Xingu abwärts und den Ipiaçaba aufwärts. Unterwegs erfuhren wir durch die Siedler am Xingu, daß es nie direkte Kontakte mit den Indianern des Ipiaçaba gegeben

habe. Es seien wohl „Raub und Diebstähle der Indianer“ aus den Lagern der Jäger vorgekommen, aber immer in deren Abwesenheit.

Die Suche nach dem Indianerdorf im dichten Urwald gestaltete sich sehr langwierig und schwierig.

Heftigste Regengüsse erschwerten unsere Bemühungen und behinderten auch den Flieger, der unser Vorwärtskommen überwachen und sichern sollte. Am 9. Mai 1971 mittags bemerkten wir endlich in einer Entfernung von 50 Metern einige Strohütten. Am Dorfeingang stand ein großer alter Indianer mit erhobenem gespannten Bogen. Neben sich hatte er ein großes Bündel Pfeile liegen. Während ich ständig versuchte, ihm unsere Friedfertigkeit deutlich zu machen, ertönte aus dem Dorf Geschrei und der Lärm einer heftigen Bewegung. Der Alte verschwand plötzlich, an seiner Stelle tauchte sofort ein anderer auf, ein hoher, kräftiger Mann von etwa 30 Jahren. Wie wir später erfuhren, war er der Häuptling des Dorfes. Auch er legte den gespannten Bogen auf uns an und verlangte laut drohend unseren Abzug. Mit allen Wörtern, die mir einfielen aus der Sprache der Asuriní des Tocantins, dem Suruí und dem alten Tupí suchte ich ihm verständlich zu machen, daß wir als Freunde kämen. Die mir geläufige Kayapó-Sprache (Ge) vermied ich, da ich wußte, daß diese Indianer die erbittertsten Feinde der Asuriní sind. Dabei zeigte ich dem Mann immer wieder, daß ich keine Waffen bei mir trüge. Ich streckte wiederholt beide Arme aus und hielt ihm in jeder Hand Geschenke entgegen - Buschmesser, Äxte und Perlen. Die ganze Zeit über durften wir auch unsere Begleitung nicht aus den Augen verlieren; irgendeine Kurzschlußhandlung der Aufgeregten konnte alles verderben. Der Mann vor uns gab seine feindselige und wilde Abwehr nicht auf, aber nach einer Stunde setzte er sich wenigstens nieder. Da entschloß ich mich, eine Entscheidung herbeizuführen. Ich lief einfach hin und setzte mich auf einen gefällten Stamm dicht vor ihn. Nach einigem Zögern nahm er die beiden dargebotenen Buschmesser an und auf einmal begann er, völlig unerwartet zu lachen. Damit war die Spannung mit einem Schlag gebrochen. Der Häuptling führte mich in seine Hütte. Die endgültige Lösung aller Schwierigkeiten brachte aber ein Platzregen, der plötzlich mit aller Gewalt niederrauschte. Der Indianer bedeutete mir durch Zeichen, unsere Männer herzuholen, damit wir alle unter einem Dach Schutz fänden. Es gelang mir schließlich, ihm meinen Wunsch deutlich zu machen, daß er alle Bewohner des Dorfes herbeiholen möge. In ein paar Stunden waren alle versammelt. Von da an behandelten uns die Indianer mit der größten Freundlichkeit und Herzlichkeit. Überall bot man uns Speisen an. Wenn Familien beisammen saßen, luden uns Männer und Frauen ein, auf ihren Schemeln bei ihnen Platz zu nehmen. Wenn wir eine Person begrüßten oder auch nur freundlich anblickten, verneigte sie sich ein wenig und lächelte uns zu. Später führten uns die Indianer in ihr großes Dorf. Dort bereitete man uns einen überaus herzlichen Empfang. Am Abend boten uns die Gastgeber sogar ihre eigenen Hängematten an, die sie am besten Platz der Hütte aufhängten und in denen wir in der Nacht schliefen.

Der so überaus rasche Wandel in der Haltung der Indianer könnte sich daraus erklären, daß es sich bei unserer Ankunft bloß um das Ritual einer

sogenannten „feindseligen Begrüßung“ gehandelt hätte. Es kann aber auch eine wirkliche Feindseligkeit gewesen sein, die plötzlich in das Gegenteil umschlug. Jedenfalls war das Erlebnis für uns das einer ganz realistischen Feindseligkeit und einer spontanen Gesinnungsänderung. Die kriegerische Geschichte der Indianer am rechten Xingu-Ufer und ihre Rückzugstaktik in den letzten Jahrzehnten scheinen diesen Eindruck zu bestätigen.

3. Die Menschen und ihre Sprache

Die Gruppe, die wir trafen, lebt in zwei Dörfern, die miteinander in Verbindung stehen. Wir traten in persönlichen Kontakt mit insgesamt 78 Personen: 30 Männern, 41 Frauen, 3 Knaben und 4 Mädchen. Es ist anzunehmen, daß unsere Gruppe nur der Teil einer weit größeren ist. Sie dürfte als ein vorausgeschickter Arbeitstrupp die Aufgabe haben, das große Dorf erst richtig anzulegen und aufzubauen. Das dort im Bau befindliche Haupthaus allein wird nach unseren Berechnungen 200 Personen fassen (Taf. a). Man würde nie eine so riesige *maloka* bauen, wenn sie nicht für eine entsprechende Bewohnerzahl bestimmt wäre. Die Indianer erzählten selbst, es gebe im Wald bzw. auf weit entfernten Pflanzungen eine große Schar von ihnen mit Frauen und Kindern.

Die Männer sind im Durchschnitt 1,70 groß, die Frauen 1,65. Es gibt aber bei Männern und Frauen Personen, die ca. 1,80 erreichen. Sie sind schlank; manchmal gibt es Anzeichen einer Mischung mit mongoloiden Typen.

Bei den meisten Individuen ist die Tönung der Haut von einem ganz hellen Braun, aber es fehlen auch nicht dunklere Individuen. Besonders bei den großen Typen ist das Gesicht oval. Die Bildung der Nase variiert sehr. Personen des großen Typs mit ovalem Gesicht besitzen eine gerade Nase, spitz oder fast nach semitischem Typ gebogen. Ihre Zähne sind offenbar nicht sehr widerstandsfähig. Das Haupthaar ist dunkel, fast schwarz, bei einigen Individuen glatt, bei anderen jedoch leicht gewellt.

Alle – Männer, Frauen und Kinder – zeigen einen Haarschnitt in der Form einer umgestülpten Kürbisschale. Der Schnitt führt von den Schläfen an dicht oberhalb der Ohren rund um den ganzen Hinterkopf. Was unterhalb dieser Grenze wächst, wird bis auf die Haut weggeschoren. Vorne wird das Haar in die Stirn gekämmt und von der Mitte an nach beiden Seiten zurückgestrichen. Nur die Frauen ziehen sich einen regelrechten Mittelscheitel (über die Indianer am Ipixuna und am Trocará [Trucará] siehe ARNAUD 1961: 9; 1971: 19). Eine Besonderheit ist es, daß ein Großteil der Männer einen langen Bart trägt, der bis zur Brust reicht und den Hals verdeckt.

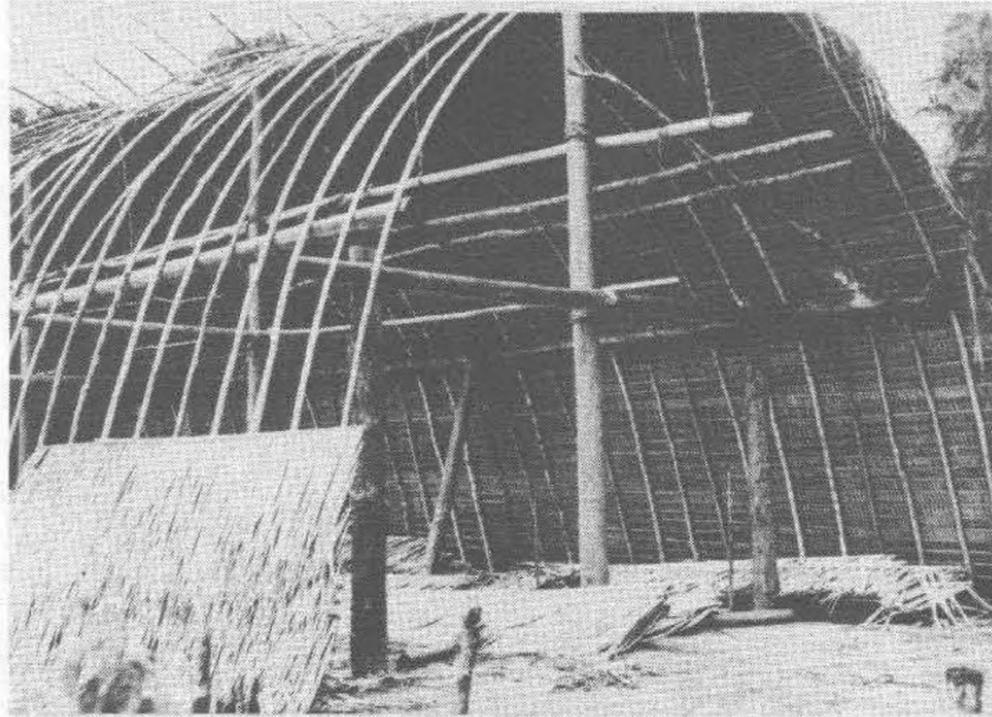
Beide Geschlechter gehen nackt; nur einige tragen Kleidungsstücke bzw. Tücher, Hängematten und dergleichen, die sie zu solchen adaptiert haben. Diese Dinge eigneten sie sich aus den Lagern der Urwaldjäger an. Männer und Frauen tragen um die Hüfte eine Schnur aus Baumwollfäden. Bei Frauen wird sie manchmal durch eine Perlenschnur ersetzt, ohne jedweden Schutz der Geschlechtsteile. Auch bei den Männern gibt es keinen solchen Schutz; ein

Penisfutteral kommt nicht vor. Nichtsdestoweniger existiert ein gewisser Schutz für den männlichen Geschlechtsteil in folgender Form: Während man den Penis zurückdrängt, zieht man den Hodensack darüber. In dieser Position werden die Hoden mit der gürtelartig um die Hüften verlaufenden Schnur festgehalten. Der Betrachter sieht nur die hochgezogenen Hoden. Männer und Frauen haben die Ohrläppchen durchbohrt, um Ohranhänger und Ohringe zu befestigen. In gleicher Weise existieren Durchbohrungen der Unterlippe, in die Fäden oder dünne Holzstäbchen eingezogen werden. Reife Männer färben nicht nur den Körper, sondern auch das Kopfhaar und den Bart mit Uruçú. Auch alte Frauen wenden besonders viel Uruçú an. Doch gehen die Indianer nicht immer bemalt. Man findet auch eine Bemalung in Form von Zeichnungen und Ornamenten, aber nur bei den Frauen. Die zu diesen Mustern verwendete Farbe variiert zwischen Schwarz und dunklem Blau und ist eine Mischung von Kohle und Genipa. Für die Gesichtsbemalung ist ein schmales in die Länge gezogenes Dreieck charakteristisch, das vom Ohr bis zum Mundwinkel reicht. Am Kinn werden drei bis fünf vertikale Striche angebracht; in der Körperbemalung sind vertikale Linien in der Zahl von drei bis sieben charakteristisch, die von den Brüsten bis zum Unterleib reichen. An beiden Seiten führen schwarze Streifen über die Schenkel bis zu den Knien. An den Beinen sieht man geometrische Muster. Nur Männer sind tatuiert. Zwischen Hals und Brust sind horizontale Linien gezogen, von da an abwärts bis zu den Füßen vertikale. Auch die Arme sind mit vertikalen Linien versehen.

Die Verständigung mit den Indianern war nicht leicht, da sie absolut monolingüistisch sind. Meine linguistischen Bemühungen hatten bloß die Identifizierung der sprachlichen Zugehörigkeit der Gruppe zum Ziel. Von den 400 Ausdrücken und Phrasen, die ich sammeln konnte, verglich ich eine Liste von entsprechend überprüften Wörtern mit Sprachmaterial vom Trocará nach den Autoren HARRISON und ARNAUD (1961: 15 ff.) und dem klassischen Tupí nach BARBOSA (1967). Daraus ergab sich eine Verwandtschaft mit dem antiken Tupí. Abgesehen von den Differenzen durch die Aufnahme der Autoren und die Wiedergabe in verschiedenen Lautschriften, zeigt das von HARRISON gesammelte Material die größten Abweichungen von der Ipiaçaba-Sprache, während das von ARNAUD und besonders die Formen des antiken Tupí ihr näher zu stehen scheinen. Damit soll nicht gesagt sein, daß der Dialekt vom Ipiaçaba bloß eine leichte Variante des antiken Tupí sei, aber er ist jedenfalls diesem Sprachstamm zugehörig.

Aus dem Munde der Indianer hörte ich ihre Selbstbezeichnung Açakiwe, mit den Varianten Çakiwe, Çaikiye und Çakiri. Möglicherweise steht der Stamm *aça* in Zusammenhang mit dem Wort *assé* „Mensch, Leute, Indianer“ des klassischen Tupí. Einmal hörte ich auch die Form Aikiwara (vgl. die von LARAIA 1967: 37 bei den Asuriní vom Trocará gehörte Selbstbezeichnung *Akuáwa*).

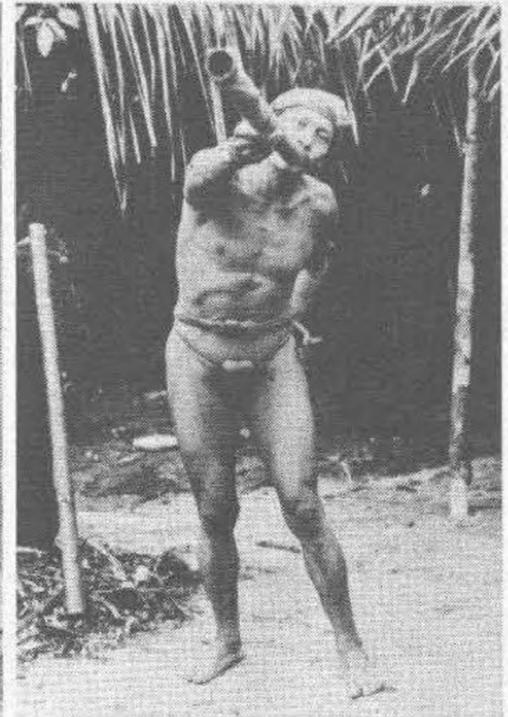
Jedenfalls steht fest, daß die Indianer vom Ipiaçaba alle Merkmale aufweisen, die den Asuriní zugeschrieben werden. Sie sind Tupí und sind auch rote Indianer wegen der übrigen Anwendung von Uruçú. Wenn man von ganz offenkundigen Übertreibungen absieht, entspricht auch ihre Erscheinung



a



b



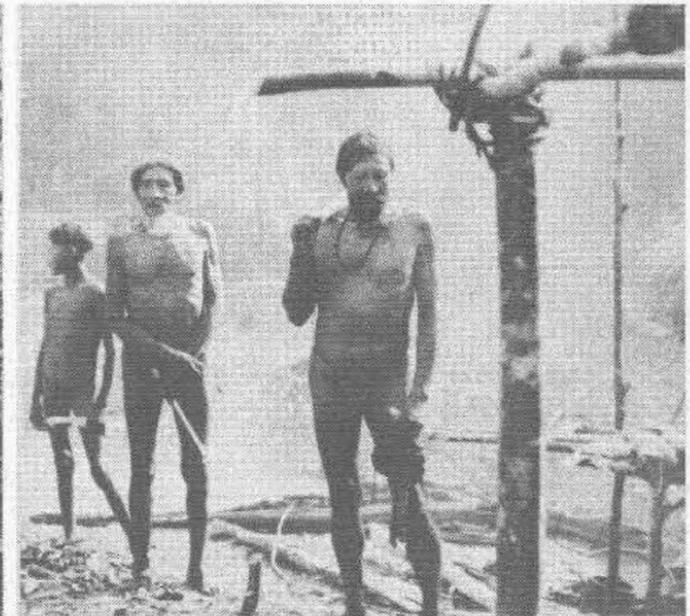
c



d



e



f

a) Riesige im Bau befindliche *maloka* im großen Asurini-Dorf
 b) Hängematten der Asurini
 c) Asurini, Musikant und Vortänzer

d) Kochende Asurini-Frau (im Hintergrund Keramik, Schemel und Mörser)
 e) Familienmahlzeit
 f) Bärtige Asurini, die „roten Riesen“

der Schilderung durch die Siedler am Xingu-Ufer. Ihr Verhalten in den ersten Stunden unserer Begegnung entsprach auch durchaus dem kriegerischen Geist, der den Asuriní-Gruppen immer wieder nachgesagt wurde. Meine Notizen über ihre Kultur erlauben einen Vergleich mit dem schon vorhandenen Material über die Asuriní vom Tocantins und mit den wenigen Hinweisen über die materielle Kultur der Asuriní vom Xingu, zu denen NIMUENDAJU aus zweiter, dritter Hand gelangte. Obwohl direkte Kontakte fehlten, waren die Indianer dieser Gruppe der Uferbevölkerung unter dem Namen Asuriní bekannt. So besteht keine Notwendigkeit, einen anderen Namen für sie einzuführen. Ich bezeichne sie als Asuriní des Ipiaçaba, um sie von anderen Asuriní-Gruppen zu unterscheiden.

4. Einblicke in Leben und Kultur

Das freundliche Betragen der Indianer und die Harmonie, die unter ihnen herrschte, waren ein beglückendes Erlebnis. Während unseres Aufenthaltes wurden Eintracht und Frieden niemals auch nur durch ein einziges hartes Wort gestört.

Auch die Alten – Männer und Frauen – behandelten sie mit Achtung und Liebe. Sie räumten ihnen stets den Vorrang ein; wenn wir Geschenke verteilten, wurden die Alten mit freundlichem Eifer nach vorne geschoben.

Die Kinder sahen wir immer in unmittelbarer Nähe der Eltern. Sie schienen uns völlig eingegliedert ins Leben der Erwachsenen und deren Gemeinschaft. Sie nahmen an den Tätigkeiten der Eltern teil und ahmten diese nach. Wir sahen, mit wieviel Eifer und Sorge die Erwachsenen darüber wachten, daß alle Kinder bei einer Geschenkverteilung genau dasselbe bekämen wie sie selber. Wir beobachteten, daß die Kinder am Abend auf den Schemeln um das Feuer saßen neben den Erwachsenen, mit diesen Gespräche führten und rauchten. Die Eltern behandelten die Kinder mit Liebe, aber ohne Liebkosung in der Öffentlichkeit. Wir beobachteten, daß die Frauen sich würdig benahmen. An der Seite ihrer Gatten traten sie mit einer Unbefangenheit, Sicherheit und Entschiedenheit auf, daß man auf eine dem Manne ebenbürtige Stellung schließen konnte.

Die beiden Dörfer, die wir besuchten, sind von Pflanzungen umgeben. Das größere Dorf war erst in Bau, so daß sich seine endgültige Form noch nicht erkennen ließ. Das kleinere zeigte eine deutliche U-Form. Zur Wasserversorgung dienten dort ein kleiner Bach und für die Trockenzeit Wasserlöcher.

Das für die Asuriní am Ipiaçaba charakteristische Haus scheint das mit gewölbtem Dach aus *babassu*-Blättern, das bis zum Boden reicht und gleichzeitig die Längswände bildet (Taf. a). Der Grundriß ist rechteckig. Es wird nach überlieferter Technik meisterhaft ausgeführt. Es gibt auch kleinere Häuser der gleichen Art (vgl. auch die verlassenen Häuser am Ipixuna, ARNAUD 1971: 19). Am Rande der Indianerpfade fanden wir Giebeldächer auf 4 Pfosten, sogenannte Tapirí (4,50 × 1,50, Höhe 2 m). Im Urwald dienen sie als Jagdhütten, im Dorf als provisorische Wohnstätten.

Gewöhnlich sind mehrere Tapirí zu einer Gruppe vereinigt (im rechten Winkel, im spitzen Winkel oder in gerader Reihe). Es gibt auch zeltförmige Tapirí-Häuser mit geraden Längswänden, die vom Dachbalken schräg nach außen zum Boden führen.

Im Urwald findet man bienenkorbformige Palmenhütten mit Schließluken als Anstand für die Jäger. Sie heißen in Asurini *tokoi*. An Urwaldpfaden stehen auch Lagerungshütten zum Aufbewahren von Gegenständen und Vorräten. Sie haben dieselbe Form, sind aber nach der vom Wetter abgekehrten Seite offen. Sie haben sogar primitive Ställe für größere Tiere. Sie sind quadratisch und bestehen aus übereinandergelegten Rundhölzern und einem Palmstrohdach.

Als Haustiere fanden wir Papageien, Jacu, Mutum und kleinere Vögel, aber auch Affenjunges, Nasenbären, Wildschweine, Tapire und Beuterratten. Bemerkenswert ist das völlige Fehlen von Hunden. Kleinere Tiere sind mit Halsketten geschmückt.

Im Haus hat jede Familie ihren Platz, wo sie wohnt und schläft. Er ist erkennbar durch die Hängematten, die dort angebracht sind; die Hängematte der Frau befindet sich meist neben der des Gatten und die der Kinder neben derjenigen der Mutter. Sind Hängematten übereinander aufgehängt, schläft die Frau in der unteren, weil sie die Kinder leichter versorgen und sich um das Feuer kümmern kann. Nahe der Hängematte werden in Reichweite des Eigentümers seine persönlichen Gebrauchsgegenstände aufbewahrt. Sie sind an den Palmstrohwänden und Hauspfosten aufgehängt oder liegen auf einem Regal. Dieser private Wohnraum jeder Familie wird streng respektiert. Daß sie dieselbe Rücksicht auch auf uns nahmen, war uns nach langer Indianererfahrung ein neues Erlebnis. Während dreißig Indianer zuletzt in unserem Lager unsere Hütte mit uns teilten, begnügten sie sich mit der Hälfte des Raumes und behandelten die unsere als tabu.

Die Asurini sind mit Pflanzungen reich versorgt. Allein in der Nähe des kleinen Dorfes gab es noch vier große Pflanzungen außer jener rund um das Dorf. Die Pflanzung ist sauber gehalten und gejätet. Kultiviert werden in der Hauptsache Maniok, Macajeira, Süßkartoffeln, Cará, Yam, Mais, Tabak, Baumwolle, Kürbisse und Bananen². Schlägerung und Abbrennen der Rodung ist Männersache, während die Frauen sich mit der Bearbeitung und der Ernte beschäftigen. Die Jagd ist in der Regel Gemeinschaftsarbeit der Männer. Als Jagdwaffe dienen ausschließlich Bogen und Pfeil. Der Asurini-Bogen ist aus einem Stück hergestellt, von 1,60–1,70 m Länge und von 5–7 cm Breite. Alle Pfeile haben eine Fiederung aus Mutumfedern und sind selten länger als 1,50 m.

Den Fischfang konnte ich nicht beobachten, da die Regenzeit dafür ungünstig ist. In der Trockenzeit dürften sie genau so wie die Indianer vom Ipixuna ihre Fischzüge machen, jedoch ohne Boote, da sie als ausgesprochene Waldindianer keine besitzen. Zur Zeit unseres Besuches beschäftigten sich

² Hinsichtlich der Indianer vom Ipixuna und Trocará vgl. ARNAUD 1971: 19, 20; 1961: 7.

mehr die Frauen als die Männer mit dem Sammeln wilder Früchte. Sie sammelten Pará-Nüsse, Nüsse der *babassu*-Palme und vor allem Waldhonig.

Die Hauptspeise bildete zu dieser Zeit das Fleisch der Landschildkröte. Es gab aber auch verschiedenes anderes Fleisch, gekocht oder gebraten, mit Honig gesüßtem Maisbrei, gekochte Süßkartoffeln, Cará und Yam. Es gibt keinerlei Maniokpresse; die Masse wird mit der Hand ausgedrückt, daraus formt man Kugeln oder Klöße, die an der Sonne getrocknet werden. Die Frau widmet sich mit großem Eifer ihrer Küche schon von 5 Uhr morgens an. Sie kocht mit Vorliebe im Freien. Die Feuerbohrer (Quirle) sind besonders lang. Die Töpfe werden auf große Klötze mitten ins Feuer gestellt. Hölzerne Bratrostes gibt es in Dreiecksform. Sie sind auf Holzgabeln gelegt, von denen eine etwas kürzer ist; dadurch hat der Rost eine leichte Neigung. Andere werden an drei pyramidenförmig aufgestellten Hölzern befestigt.

Die irdenen Kochtöpfe von verschiedener Größe sind unbemalt. In großen ovalen Tonschalen werden Maniokfladen gebacken. Daneben gibt es vielfarbige Keramik, vorwiegend als Wasserbehälter, die auf der ganzen Außenfläche rote und schwarze Muster auf gelbem Grund besitzen. Formung und Muster erinnern an die Keramik der Yuruna (OLIVEIRA & GALVÃO 1969: 5). Die Asuriní zeichnen sich durch die Mehrfarbigkeit und Menge ihrer Tongefäße unter den Urwaldstämmen aus. Als Gefäße findet man ebenso zahlreiche Kürbisschalen und Kalebassen. Charakteristisch ist die Verwendung von Kürbisschalen auch als Hüte für die Frauen.

Weiterhin gehören zum Asuriní-Haushalt die Hängematten, die von den Frauen aus Baumwolle gewebt werden. Es gibt solche nach Art eines großen Tuches und solche mit durchbrochener Musterung. Besonders hübsch wirken sie durch die Verwendung von weißen und braunen Fäden.

Zu den Einrichtungsgegenständen kommen noch die Regale, deren Abstellflächen statt aus Brettern aus dicht aneinandergerückten Stangen oder Stäbchen bestehen.

Charakteristisch sind die Schemel; sie sind aus einem Stück gefertigt, haben eine ovale, leicht ausgehöhlte Sitzfläche. Statt Beinen kommt an den beiden Längsseiten je ein schräg nach auswärts gerichtetes Brettchen hervor, auf denen sie stehen. Ihre Höhe beträgt ca. 15 cm, der Sitz mißt 19 × 34 cm. Die Schemel³ werden von den Männern hergestellt, ebenso alle Flechtarbeiten, wie Tragkörbe, Körbe, Siebe, Matten, Taschen usw.

Der hauptsächlichste Asuriní-Schmuck besteht aus Tierzahnketten (Affenzähne), die in vielen Reihen um den Hals gelegt werden. Die Zahnketten gleichen jenen, welche die Arara seinerzeit aus Menschenzähnen anfertigten (NIMUENDAJU 1948: 3, 237). Ferner gibt es Ketten aus erbeuteten oder sonstwie von Zivilisierten, bzw. anderen Stämmen erworbenen Handelsperlen. Daneben gibt es Ketten aus Holz- und Knochenscheibchen. Die vielen Armreifen aus Holz, die wir bei den Asuriní fanden, sind an der Außenseite glatt ausgehöhlt oder mit feinen Knochenplättchen beklebt. Perlen werden auch aus

³ Vgl. auch NIMUENDAJU über die ähnlichen Schemel der Yuruna 1948: 3, 237.

erbeutetem Aluminium und Eisentöpfen hergestellt sowie aus Plastikgegenständen und farbigen Glasflaschen – alles Beutestücke aus Jagdlagern der Neubrasilianer. Die Asurini haben dabei eine meisterhafte Technik entwickelt, es werden sogar Glasscherben in durchbohrte Perlen verwandelt. Wir beobachteten keinerlei Federschmuck.

Als Musikinstrumente gibt es kleine Pan-Flöten aus Bambus und große Blasinstrumente aus Riesenbambus. Letztere sind 1,20 m lang, haben 5 cm Durchmesser und besitzen nur einen einzigen rauhen Ton. Mehrere dieser Instrumente werden aufeinander abgestimmt. Sie erzeugen beim Zusammenspiel eine rhythmische Musik, die an das Trommeln alter Märsche erinnert. Diese musikalische Begleitung erlebten wir jeden Abend bei den Tänzen, an denen die Musikanten selbst teilnahmen. Es gab Wechselschritztänze in Reihen und im Kreis, einzeln und zu Paaren. Bei den Radtänzen schritten die Teilnehmer hintereinander ohne Berührung der Vorangehenden und ohne seitliche Schritte, wie bei den Tapirapé-Tupi (BALDUS 1955: 91). Es gab auch eine Clownfigur, welche die andern komisch imitierte. Die Ausführenden wirkten völlig entrückt. Was wir sahen, war wahrscheinlich nur ein kleiner Ausschnitt aus einem größeren Fest. Es reichte in Ausdruck und Enthusiasmus nicht an das heran, was wir bei Kayapó-Festen erlebt hatten (LUKESCH 1968: 205 f.). Andererseits verleihen Anmut und Eleganz verbunden mit dem strengen kriegerischen Rhythmus den Tänzen der Asurini einen eigenen Reiz.

Höchste geistige Konzentration war auch bei der Heilbehandlung der Kranken zu beobachten. Die Heilung scheint kein Monopol eines offiziellen Mittlers zwischen den Menschen und überweltlichen Kräften zu sein. Sie wird von reifen Männern und Frauen ausgeübt. Streichen mit den Händen über den Körper des Kranken, Kneten von unsichtbarem Stoff, Wegblasen und Verjagen der bedrohenden Mächte durch Gebärden sind dabei charakteristische Merkmale. Bei ein paar Fällen von Fieber, die wir schon bei unserer Ankunft vorfanden, ließ man auch mich mit meinen Medikamenten zur Behandlung zu und half mir eifrigst. Als ich selbst einen Malariaanfall erlitt, bat man mich zuerst um Erlaubnis und wendete dann das traditionelle Asurini-Ritual auch bei mir an. Die mitleidige und hilfsbereite Haltung der Asurini steht in auffallendem Gegensatz zu dem Argwohn bösen Zaubers, den andere Indianer in ähnlichen Situationen gegenüber Fremden hegen (vgl. BALDUS hinsichtlich der Tapirapé 1970: 450). Aussaugen der schmerzhaften Körperstelle, Ausspeien von Fremdkörpern sowie Tabakrauch konnte ich bei ihren Heilversuchen nicht beobachten.

Offenbar hat das Rauchen aber neben dem Genuß auch eine ideologische Bedeutung. Geraucht wird eine 22–55 cm lange Zigarre mit einer Basthülle vom *tauari*-Baum. Sie ist mitunter durch Perlen oder durchlochte Knochenplättchen und Bemalung mit Pünktchen geschmückt. Zumindest bei bestimmten Anlässen stellt das Rauchen ein Zeremoniell der Freundschaft dar. Die Rauchenden sitzen im Kreis, jeder füllt durch Züge aus der Zigarre den Mund und stößt den Rauch heftig aus mit einem deutlichen Schlußlaut als Bekräftigung. Dann reicht er die Zigarre dem Nächsten. Das feierliche Verhalten und das Wegblasen des Rauches dürften anzeigen, daß eine Harmonie

hergestellt werden soll und störende böse Mächte vertrieben werden sollen. Dieses Ritual vollzog man auch bei unserem Abschied. Nachdem uns die Frauen mit ihren Halsketten geschmückt hatten, bliesen Männer und Frauen den Rauch der Zeremonial-Zigarre in die Richtung unseres Reiseweges. Zu ihrer Genugtuung beräucherten auch wir mit der gleichen Zigarre und auf die gleiche Weise ihren Rückweg zum Dorf.

Die Asuriní, die bisher immer wieder als „Wilde“ bezeichnet wurden, lernten wir mitten in ihrer Gemeinschaft als einträchtig lebende Menschen kennen – arbeitsam, schöpferisch und von freundlichem Betragen.

Summarium. – The expedition which the author and his brother led in early 1971 fitted in with the attempts to establish peaceful contact with isolated Indian groups in the Amazonian forests. The beginning of the construction of the highway “Transamazônica” is linked with the execution of a plan for the systematic colonization and renders such expeditions extremely urgent, in order to avoid the danger of dramatic interethnic clashes. The region on the right bank of the central Xingu upstream and downstream from Altamira has from time immemorial, been called by the settlers „Terra dos Asurini”, which meant for them another world, the world of the savage Indians, whose violence was dreaded and whose land was considered to be inaccessible and forbidden territory. The author first gives a short sketch of all that had been known about these Indians up till now. He describes his difficult expedition, the way in which he brought about the encounter with a group of Indians and how he finally succeeded in gaining admission into their villages in the vicinity of the Ipiaçaba, a right tributary of the Xingu. Peril-laden hours, in which the Indians behaved absolutely hostile, preceded the peaceful solution. Based upon linguistic comparisons, comparisons with historic data, and personal impressions of the group and their phenotype, he identifies them as Tupian and Asuriní. Since the group is monolingual, and since it was only possible to extend the visit with them in their villages to a maximum period of two weeks, his observations refer mainly to their cultural situation on an adaptive level, although observations of an ideological and sociological nature are not lacking. The reproduced field notes deal with the daily life of the Indians, their housing, the village, their gardens, trails, wanderings, and staple food, the preparation of meals and table manners, their curative procedures, dance and music, the objects of their material culture and art, and, as far as it was possible, a certain tendency toward acculturation. The attitude with which the Indians accepted the author, a stranger, into their society – an extraordinary attitude for Indians – is probably best explained by the fact that he was really the first one who came to them.

The author got to know the Asuriní, who had always been considered to be savages, as a friendly, harmoniously living, industrious and creative people. .

Bibliographie

ADALBERT, PRINZ VON PREUSSEN

1894 Travels in the South of Europe and in Brazil: With a Vogage up the Amazon and Its Tributary the Xingu, Now First Explored. Vol. 2. Transl. by R. H. SCHOMBURG and J. E. TAYLOR. London. D. Bogue.

ARNAUD, Expedito

1961 Breve informação sôbre os índios Asuriní e Parakanan; rio Tocantins, Pará. Boletim do Museu Paraense Emílio Goeldi. Belém; n. ser. Antrop., 11.

1971 A ação indigenista no sul do Pará: 1940–1970. Boletim do Museu Paraense Emílio Goeldi. Belém; n. ser. Antrop., 49.

BALDUS, HERBERT

- 1955 As danças dos Tapirapé. In: An. 31 Congr. Int. Amer., São Paulo, 1954. Vol. 1, pp. 89-98.
 1970 Tapirapé. Tribo Tupí no Brasil Central. (Brasiliana, 17). São Paulo. Ed. Nacional, Ed. U. S. P.

BAREOSA, A. LEMOS

- 1967 Pequeno vocabulário Tupí-Português. Rio de Janeiro.

BRUSQUE, FRANCISCO CARLOS DE A.

- 1863 Relatório apresentado a Assembleia Legislativa da Província do Pará... pelo Presidente da Província em 1 de novembro de 1863. Belém. F. C. Rhossard.

COUDREAU, HENRI

- 1897 Voyage au Xingu. 30 mai - 26 octobre 1896. Paris. A. Lahure.

FRIKEL, PROFÁSIO

- 1968 Os Nixrin. Equipamentos e técnicas de subsistência. (Pub. Avulsas do Museu Paraense Emílio Goeldi, 7.) Belém.

HARRISON, CARL HOWARD

- Vocabulário Asuriní. Ms. aufbewahrt im Archiv vom Summer Institute of [s. a.] Linguistics. Belém.

KIETZMANN, DALE W.

- 1967 Indians and Culture Areas of Twentieth Century Brazil. In: JANICE H. HOPPER [edit.], Indians of Brazil in the Twentieth Century. Washington.

LARAIA, ROQUE DE BARROS & ROBERTO da MATTA

- 1967 Índios e castanheiros. (Corpo e Alma do Brasil, 21). São Paulo. Difusão Europeia do Livro.

LUKESCH, ANTON

- 1968 Mythos und Leben der Kayapó. (Acta Ethnologica et Linguistica, 12.) Wien.

NIMUENDAJU, CURT

- 1948 Tribes of the Lower and Middle Xingu River. In: Handbook of South American Indians (Washington) 143/3: 213-244.

OLIVEIRA, ADÉLIA MARIA ENGRÁCIA GAMA DE

- 1969 Os índios Juruna do alto Xingu, Rio Claro. S. P., Faculdade de Filosofia Ciências e Letras. [Dissertation.]

OLIVEIRA, A. & E. GALVÃO

- 1969 A cerâmica dos índios Jurunas. Boletim do Museu Paraense Emílio Goeldi, Belém; n. ser. Antrop., 41.

SOLLY, ROBIN

- 1970 The Xingu Asuriní-Report of a Survey Conduct during June - July 1970. [Unveröffentlicht.]

STEWART, JULIAN H. [edit.]

- 1948 Handbook of South American Indians. Vol. 3. Washington.